

dass die Menschheit, wie der Zauberlehrling in Goethes Gedicht, der Kräfte nicht mehr Herr werde, die sie selbst entfesselt habe, und dass sie unaufhaltsam ihrem Untergang entgegengehe. Wells' letztes Werk war der Essay *Mind at the End of Its Tether*, der 1945, im Jahr vor seinem Tod, publiziert wurde. Er beschreibt die Vernunft an der Grenze ihrer Möglichkeiten und den Verlust ihrer Herrschaftslegitimation. So endete der lebenslange Prophet der Vernunft mit einem Buch der Verzweiflung; wie Shakespeares Prospero konnte er sagen: »*And my ending is despair*«.



**Hanjo Kesting**

ist Kulturredakteur dieser Zeitschrift. Zuletzt erschien bei Wallstein, Göttingen, seine dreibändige Studie *Große Romane der Weltliteratur*.

*Ulrich Baron*

## **Beschleunigter Wandel**

### **Neue Bücher über ländliche Lebenswelten**

Am Samstagmorgen, dem 25. August 1951, um sieben Minuten nach fünf, sei der Kirchturm von Jorwerd eingestürzt, der zuvor 900 Jahre lang Schnee, Sonne, Regen und Wind getrotzt habe, schreibt der Niederländer Geert Mak in seinem 1996 erschienenen Buch *Wie Gott verschwand aus Jorwerd*. Zahlreiche Dorfbewohner seien zu Augenzeugen geworden, vor allem Melker, die von allen Weiden an den Unglücksort strömten, aber: »Vierzig Jahre später wäre der Turm auf ein ganz und gar schlafendes Dorf gefallen«, denn der Tagesablauf der Jorwerder habe sich 1995 schon größtenteils dem städtischen Leben angepasst.

Als habe die Erschütterung des Einsturzes das Dorf aus einem 900-jährigen Schummer geweckt, ist Jorwerd, wie viele Dörfer, zum Schauplatz eines rasanten Wandels geworden, der die ländliche Lebenswelt in einem nie zuvor gekannten Ausmaß verändert hat. Ebenfalls mit einer Morgenszene lässt auch der Amerikaner Castle Freeman seinen Roman *Männer mit Erfahrung* beginnen, in dem ein Sheriff durch ein noch schlafendes Städtchen fährt, wo niemand arbeitet: »Früher war das anders. Für die Farmer waren die Hochsommertage die beste, geschäftigste Zeit des Jahres, aber die Farmer sind fort.« Und einem Zurückgekehrten fällt auf, »dass alles hier früher mal was anderes war. Das Antiquitätengeschäft war eine Schmiede. Unser Haus? War mal die Schule, sagt Betsy.«

Der beschleunigte Wandel zeigt sich gerade an dem, was man lange für das Beständigste halten durfte, an einer Kirche, an Bauerhöfen, einer Schmiede und einem Schulgebäude, das Generationen von Schülern bevölkert hatten. Und in vielen ländlichen Regionen der Welt ist dieser Wandel im 20. Jahrhundert mit revolutionärer Gewalt betrieben worden. In ihrem Buch *Das Ende der Bauernwelt* behandelt die Breslauer Zeithistorikerin Małgorzata Ruchniewicz die Sowjetisierung des weißrussischen

Dorfes 1944-1953: »An erster Stelle unter den Umwälzungen standen die Vernichtung der ökonomischen Selbstständigkeit der Bauern und das Bestreben, aus Einzelbauern Mitglieder von kollektiv betriebenen Kolchosen und Sowjetbürger zu machen, die ideologisch aufgeklärt und in den vom Staat für sie vorgesehenen Bereichen aktiv sein sollten.« So abstrakt wie diese Zielvorgabe bleibt hier freilich auch die Lebenswelt, deren Ende die Autorin anhand zahlreicher Statistiken beschreibt.

Um solche Lebenswelten wirklich zu erfassen, genügen keine Zahlen und kein Inventarverzeichnis. Vielmehr bedarf es der individuellen Perspektive(n), und darin liegt dann auch der Wert des autobiografischen Schreibens – vom Brief über das Tagebuch und die Memoiren bis zur lebensgeschichtlich unterfütterten Fiktion. Aus dem Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts gibt es dabei zwei Beispiele, die eine solche individualisierte Perspektive in idealer Weise verkörpern. Einmal die Tagebücher des Wahlhamburgers Ferdinand Beneke (1774-1848), deren mehr als 20.000 Einträge sich ab 1792 über 56 Jahre erstrecken. Über einen ähnlich langen Zeitraum erstrecken sich auch die Aufzeichnungen der Familie Strittmatter aus dem Vorwerk Schulzenhof, für die sich drei Verfasser – teils sich korrigierend, teils sich widersprechend – verantwortlich zeichnen: Erwin Strittmatter (1912-1994), seine Frau Eva (1930-2011) und ihr erster gemeinsamer Sohn Erwin Berner (geb. 1953), der den Selbstdarstellungen vor allem denen seiner Mutter durchaus kritisch gegenübersteht.

Bemerkenswert ist in beiden Fällen, dass sowohl Ferdinand Beneke als auch Erwin Strittmatter sich ihre Lebenswelt bewusst ausgesucht und an deren Gestaltung aktiv mitgewirkt haben. Während der überzeugte Republikaner Beneke sich die Freie und Hansestadt Hamburg als Wirkungsstätte erkor, kaufte sich der in Berlin ansässige mehrfache Staatspreisträger der DDR Strittmatter von seinem ersten Preisgeld einen Büdnerhof, wo er – fern der Staatsgeschäfte – schreiben, Pferde züchten und ausreiten konnte.

Während man den weltgewandten Ferdinand Beneke als Verkörperung bürgerlichen Fortschrittsglaubens sehen kann, hatte Erwin Strittmatters Wirtschaft etwas Anachronistisches: der Sohn eines kleinbürgerlichen Ladenbesitzers, der sich dank seiner guten Buchverkäufe und durch seine Staatspreise als Hofherr und durchaus erfolgreicher Pferdezüchter gerierte und von seiner Frau in dieser Haltung bestärkt wurde. Gleichwohl erwiesen sich beider Lebenswelten als durchaus stabil, auch wenn die jetzt erschienene dritte Abteilung der Beneke-Tagebücher mit den Jahren 1811-1816 das Ende der französischen Besatzung Hamburgs erfassen, die Beneke vom Anhänger des revolutionären Frankreich zum deutschen Nationalisten mutieren ließen. In seiner »Uebersicht des Jahres 1814« skizzierte er noch einmal, wieviel Bewegung das Ende der »Franzosenzeit« in eine bürgerliche Familie gebracht hatte: »Hamburgs Belagerung rief auch mich dahin, nachdem ich in Lübeck meine Familie wiedergesehen, – vom Februar bis Ende May war ich teils bey meinem Corps in Bergedorf, teils als hanseat. Ordonnanz Offizier in dem Hauptquartier des die Belagerung kommandierenden Ruß. Generals v Bennigsen, biß sich in Folge der Siege bey Paris, welche den Tyrannen von Europa endlich ganz darniederwarfen, auch uns die Thore des rundum verwüsteten Hamburgs öffneten.«

Im Detail bieten die täglichen Notate aus der Zeit, als Hamburgs Ratsversammlung im Mai 1814 »noch unter franz. Bayonetten« tagte, eine unschätzbare Fülle an

Details, Namen, Daten, Querverbindungen und Zeitkolorit. Wenn Benekes Blick von den »Verwüstungen der DammthorGegend« bis nach Eimsbüttel schweift – »wie be- trübt nahm sich das üppige am Boden kriechende Grün der abgehauenen Gärten zwischen den Trümmern aus« – dann wirkt das wie ein Vorgriff auf jene Verheerung, die mehr als ein Jahrhundert später der Bombenkrieg in die Hansestadt bringen sollte. Und so präzise und sinnlich Beneke die Wirklichkeit zu beschreiben versteht, so ein- dringlich beschwört er auch herauf, was er vorerst nur ersehnen kann: »Wie verlangt mich nach häusl. Regel, u. Ruhe, nach einer stillen Morgenstunde mit Line, nach dieser süßen DoppelEinsamkeit, die in solcher Zweysamkeit liegt!«

Um solche süße »DoppelEinsamkeit«, um häusliche Regel und Ruhe ging es auch Erwin und Eva Strittmatter auf ihrem Schulzenhofer Anwesen. Evas älteste Söhne wurden deshalb auf Jahre hinaus erst zu ihrer Mutter und dann auf Internate abge- schoben. Ihr Sohn Erwin, der später den Künstlernamen Berner annahm, beschreibt das »System Schulzenhof« als eine »Diktatur«, in der sich zunächst alles um den Vater, dessen Wohlbefinden und literarische Produktivität zu drehen schien: »Wie war Vaters Laune?«, lautete die bange Frage, und am Mittagstisch wurde der launische Hofherr nicht einfach bedient, er wurde von der Mutter regelrecht »interviewt«; ihm wurden »Essensvarianten« angeboten. Kaum war sein größter Hunger gestillt, schaute er in die Runde, »um den zu erkennen, den er für den derzeitigen Unruhestifter oder für den augenblicklichen Versager hielt«. Dann folgte, was Berner als »Schuß« be- zeichnet: »Über sein Essen gebeugt, sagte Vater mit dünnster Stimme: Das Grünfutter für die Kaninchen reicht nicht bis morgen.«

Auf Bildern von Schulzenhof sieht man hingegen eine ländliche Wirtschaft in idyllischer Lage, wie sie sich zahllose Leser von Strittmatters Roman um das *Pony Pedro* oder des *Schulzenhofer Kramkalenders* wohl vorgestellt haben. Und auch Berner erinnert sich: »Gegen die Diktatur auf dem Gehöft stand die Landschaft. Ich mußte nur die Hoftür öffnen und gelangte augenblicklich in die Freiheit.« Als Idylle lag das Anwesen in einer Exklave des DDR-Systems, in der die Vorkriegszeit noch fortzudauern schien. Als »System Schulzenhof« aber war es eine literarische Produktionsgenossenschaft, die neben Erwin Strittmatters Trilogien *Der Wunder- täter* und *Der Laden* auch zunehmend Lyrik aus der Feder Eva Strittmatters hervor- brachte.

»Da wollte einer ein Leben lang nichts anderes, als schreiben. Er schrieb, schuf sein Werk, und die Familie zahlte dafür einen hohen Preis«, beschreibt Berner eine Konstellation, gegen die seine Mutter zunehmend auch literarisch aufbegehrte. »Weil Schreiben ein *totaler* Beruf ist«, heißt es in ihrem Band *Mai in Piešťany*, »soll da nicht wenigstens einer ihn so ausüben können, daß ein wirkliches Werk entsteht, und der andere (nun sprech ich von uns, also ich) begnügt sich damit, ihn dienend und kom- mentierend zu begleiten?« Berners Mutter entwickelte Fluchtfantasien, hatte schon einen Fluchtplan bereit, konnte dem »System Schulzenhof« aber nicht entkommen – weil sie es selbst geschaffen hatte: »Sie und nur sie. Als sie Vater 1952 kennengelernt hatte, war er ihrer Erinnerung nach ein bescheidener Mann gewesen. (...) Mutter hatte Vater ermutigt, an sich zu denken«, schreibt Berner. Eva Strittmatter war nicht nur Hausfrau und Mutter, Sekretärin und Geliebte ihres wesentlich älteren Mannes, son-

dern auch seine Lektorin, der er blind vertraute und die ihn bis zuletzt zum Schreiben und Überarbeiten anspornte.

Je größer freilich die Resonanz wurde, die sie mit ihren Gedichten und den *Briefen aus Schulzenhof* fand, desto stärker rebellierte sie gegen ihre »dienende« Rolle: »Nicht nur Vater wollte ein literarisches Werk schaffen«, schreibt Berner, »auch sie wollte sich eine literarische Existenz erdichten. Das schränkte unser Familienleben ein. Vater wußte es, er gab es zu. Mutter hingegen benötigte den Buhmann.«

So entstand ein konfliktreiches aber erstaunlich stabiles, selbstverstärkendes System. Ohne Erwins Strittmatters Erfolg als Romancier hätte er in Schulzenhof nicht mehr als eine Datsche betreiben können, doch als einkommensstarker Vorzeigeschriftsteller verfügte er über Privilegien. Er hatte früh Auto, Telefon und Diktiergeräte, genoss eine bevorzugte medizinische Behandlung und konnte auch seine weitere Familie großzügig unterstützen. Kaum eine Autostunde von der Hauptstadt der DDR entfernt, wo sie weiterhin in ihrer Stadtwohnung gemeldet waren, schufen Eva und Erwin Strittmatter sich so eine Lebenswelt, die zugleich Asyl und Gefängnis war – auf seltsame Weise aus der Zeit gefallen, geliebt und gefürchtet. Kurzum war dies ein Ort, wo sich Leben in Literatur und Literatur in ein Palimpsest verwandelte, auf dem Erwin Strittmatters Beschreibungen erst von seiner Frau, dann von seinem Sohn ergänzt und überschrieben wurden: Ein Fenster, nein, ein Kaleidoskop in eine ferne Vergangenheit, die in einer näheren fortgelebt hat und teils noch fortlebt.

Erwin Berner: *Erinnerungen an Schulzenhof. Aufbau*, Berlin 2016, 272 S., 22,95 €. – Ferdinand Beneke: *Die Tagebücher III: 1811-1816*. Wallstein, Göttingen 2016, 3.876 S., 128,00 €. – Castle Freeman: *Männer mit Erfahrung*. Nagel & Kimche, Zürich 2016, 176 S., 18,90 €. – Małgorzata Ruchniewicz: *Das Ende der Bauernwelt: Die Sowjetisierung des westweißrussischen Dorfes 1944-1953*. Wallstein, Göttingen 2015, 504 S., 44,00 €.



**Ulrich Baron**

ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

[ulrich.baron@t-online.de](mailto:ulrich.baron@t-online.de)

*Jana Heisel*

## **Das Messer im Bierbauch**

### **Wie weiblich war die Dada-Bewegung?**

Man Ray, John Heartfield, Marcel Duchamp – diese Namen sind international bekannt und werden sofort mit dem Begriff »Dada« verbunden. Doch wer kennt Angelika Hoerle, Mina Loy oder Käte Steinitz? Der Dadaismus, am 5. Februar 1916 mit der Gründung des heutigen »Cabaret Voltaire« von Hugo Ball und Emmy Hennings in Zürich geboren, breitete sich von dort in der ganzen Welt aus. Neben Zürich entwickelten sich schnell weitere Zentren in Berlin, Köln, Hannover, Paris und New York.